



Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal.
Bestellungen
werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Jeder Jahrgang ist auch
in 17 Hefen à 90 Pf.
zu beziehen.

Pränumerationspreis für Deutschland:
auf 1/4 Jahr 4 Mark 50 Pf. — 1/2 Jahr
8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark.

Am Strande.



— Schöne Lili, ich schlage Ihnen eine Rahnfahrt vor; meine Absichten sind die besten.

— Was soll uns dann die Rahnfahrt?

Thut mir's nach.

Von Armand Silvestre.

I.

Als wir eines Tages die Grotte von Sabar besuchten, welche zwischen Ussat und Tarascon liegt und durch ihre Wunder weit früher berühmt war als Lourdes, sagte mein alter Freund, der Dechant von Ormolach zu mir:

— Kennen Sie die Legende des Abbé Rivals, eines meiner Vorgänger in der Pfarrei von Ormolach?

— Nein, antwortete ich.

— Sie ist höchst interessant und sogar ein wenig frei. Aber die Geschichte gehört zu jenen, welche die Bauern ihren Kindern an den langen Winterabenden erzählen.

— Ich bin begierig sie zu hören.

— Dieser Abbé, fuhr der Herr Pfarrer fort, war ein außerordentlich schöner Mann, sehr sanft und von einer erprobten Keuschheit, er war gelehrt, kannte das Lateinische wunderbar und hatte für eine gute Küche eine ganz besondere Vorliebe. Seine Besuche in den nachbarlichen Schlössern waren denen stets erwünscht, die es nicht verschmähten, sich von ihm selbst ein köstliches Ragout bereiten zu lassen. Man wirft uns zuweilen unsere Neigung für kulinarische Genüsse vor, ohne zu bedenken, daß sie nur eine ungenügende Entschädigung für jene Freuden sind, die wir in Folge unserer Gelübde entbehren müssen.

Und der gute Pfarrer erhob seine Augen zum Himmel, wie ein Mensch, der die Größe seines Opfers kennt.

— Ein Triumph des Abbé Rivals, setzte er fort, war die Kunst, Geflügel zu zerlegen. Niemand kam ihm gleich in der Kunst, diese schmachhaften Genußmittel zu zertheilen und es war ein Vergnügen zu sehen, wie die Theile unter den kühnen Bewegungen seines Messers sich zu vervielfachen schienen. Unter den Herrschaften, die ihn des Oestern einluden, war es Herr von Bourdesac, dessen Tochter entschieden das schönste Mädchen im ganzen Arriège war. Groß, brünett, mit einem prächtigen Haarwuchse und mit Augen, um alle Welt in die Hölle zu schicken, mit einem stolzen Lächeln, das aber Jedermann bezau- berte, ein Wunder an Körper, aber ein Ungeheuer an Geist. Denn der leibhaftige Teufel saß in ihrer Seele und es gab keine Unzucht, von welcher sie nicht träumte, obgleich noch Jungfrau in diesem sittenstrengen Hause, wo man nur von Ehre sprach und von den Ahnen. Abbé Rivals war der erste Mann, auf welchen sich diese höllischen Augen in Liebe hefteten. Sie wußte ihm dies zu bezeugen, denn das fieberhafte Zucken ihrer Hände und der glühende, melancholische Blick sagten mehr, als alle Worte. Wie ich bereits sagte, hatte der arme Abbé nichts Sinnliches in seinem Wesen. Er war nicht wenig be- stürzt über das ihm zugedachte, unerwartete Glück. Wie es seine Pflicht erheischte, wies er die Annäherungen des Fräuleins mit außerordentlichem Takte zurück und gab ihr in der galan- testen Weise zu verstehen, daß nur seine Weihe das einzige Hinderniß zwischen ihnen sei. Aber Angela — so hieß dies sonderbare Geschöpf — fühlte dennoch den Schimpf und sie sagte einen schrecklichen Haß wider den unglücklichen Priester, welcher ihre ersten Gelüste verschmähte.

Zu jener Zeit brachen im Lande die großen Wirren aus.

II.

Es handelte sich um einen großen Krieg gegen die Keger. Der Herr von Bourdesac hatte sich der Parthei für die gute Sache angeschlossen und fand nicht Seinesgleichen, wenn es galt, Keger dem Schwerte oder dem Scheiterhaufen zu überliefern. Er diente seinen persönlichen Ueberzeugungen und rächte sich gleichzeitig für den Verlust seiner Tochter Angela. Denn diese hatte sich von einem abenteuernden Offizier verführen lassen, der der Hugonottenparthei angehörte; und sie hatte unter der Last der schrecklichsten Plünder das Elternhaus verlassen. Ihr Liebhaber war ein gewöhnlicher Bandenführer gewesen, der sie durch sein hübsches Gesicht und durch seine Kühnheit bestrickt hatte; ein wahrer Schnapphahn, welcher wieder andere Schnapphähne befehligte, die sich mit dem Kir- chenraube befaßten und Schlösser plünderten; wahre Straßen- räuber, deren blutige Orgien das Land in Schrecken setzten. In der Grotte von Sabar, die Sie hier sehen, hatten die Spitzbuben ihr Lager aufgeschlagen. Ach! sie trieben es arg in diesen stillen Steingewölben, von welchen die Stalaktite wie große versilberte Thränen herabhängen und wo die Käuzchen mit ihren weißen Bäuchen beim geringsten Geräusch verschucht wurden. In diesem Heim der Missethäter herrschten ununter- brochen Feste und sie nützten den Glaubenskrieg weidlich aus, indem sie ihren gränlichen Fantasten freien Lauf ließen. Angela präsidirte diesen Saturnalien mit einer ruhigen Würde und niemals wurde ihr Herz auch nur für einen Augenblick durch Mitleid für die Gefangenen bewegt, deren Todeskampf ihren

entsetzlichen Gefährten ein barbarisches Vergnügen bereitete. Der Abgrund, dessen Schwelle wir betreten, verschlang alle geraubten Reichthümer, alle heiligen und weltlichen Geräthe, die traurigen Ersparnisse der arbeitsamen Armuth und den Luxus des übermüthigen Reichthums und zerstörten Glückes. Bei dem Schein der Fackeln, welchen die natürlichen Cristalle längs der feuchten Wände widerspiegelten, trank man den besten Wein von Rouffillon und sang die frechsten Lieder. Ein wahres Gaunerleben!

III.

Der Erzähler fuhr, nachdem er eine Weile nachgedacht hatte, fort:

Es war in der Grotte eine große Orgie gefeiert wor- den, die täglich mit neuer unerwarteter Beute gefüllt wurde. Es war eine Anhäufung von prächtigen Stoffen, goldenen Bechern und heiligen Gefäßen, welche der Glanz der Feuer purpurn färbte. Ein riesiger Tisch war mitten in der Grotte aufgerichtet, bedeckt mit köstlichem Wild und den erlesensten Weinen. In der Mitte, auf einer breiten Silberschüssel breitete ein herrliches gebratenes Birkhuhn sein zartes Fleisch aus; dasselbe war innen mit duftigen Kräutern, Trüffeln und Oliven gefüllt. Ja, mein Herr, Trüffeln! Diese Kerle hatten alldies vor unseren heutigen Naturalisten entdeckt. Ein köstlicher Duft entströmte diesem herrlichen Vogel, der von Rebhühnern um- geben und mit frischem Speck belegt war. Das prachtvolle Gefieder des Thieres war am Hintertheil fächerartig ausge- breitet und beschattete zeltartig den Vogel. Und welcher Lärm um dieses prächtige Gericht! Die Gläser klangen hell zusammen; trunkene Stimmen stießen Gotteslästerungen aus. Angela, die schöne Angela führte wie immer den Vorsitz bei diesem un- geheuerlichen Liebesmahl, mit entblößtem Busen und aufge- löstem Haar, gleich einer Bacchantin, anbetungswürdig und haßenswerth zugleich, wie die Incarnation des Bösen in der lebendigen Verführung des Weibes.

— Man martere ein wenig die Gefangenen! schrie sie in bissigem Tone. Man langweilt sich hier nachgerade.

Die Gefangenen wurden vorgeführt und mit Jubel- geschrei empfangen.

Sie waren allen Arten von Grausamkeiten preisgegeben. Freudegeheul übertönte ihr Schluchzen und verhöhnnte ihr Flehen. Plötzlich erglänzten die Augen Angelas wie zwei spitze Dolche in einem höllischen Feuer; sie hatte den unglücklichen Abbé Rivals unter den Gefangenen erkannt.

— Er ist es, ich kenne ihn zu gut, sagte sie mit einem schrecklichen Lächeln. Ich selbst werde sein Schicksal bestimmen.

Der gefesselte Abbé wurde vor Angela gebracht. Sie befahl, daß man seine Bande löse, was sofort geschah.

— Mein ehrwürdiger Vater, sagte sie mit unbarm- herziger Ironie, Sie tranchirten einstmals gar wunderbar. Wollen Sie sich damit befassen, mich und meine Freunde zu bedienen mit diesem Birkhuhn, das sicherlich einer solchen kunst- geübten Hand, wie die Eure, würdig ist.

— Und dann? frug der arme Abbé Rivals, bebend am ganzen Körper, denn diese süßliche Rede beruhigte ihn durchaus nicht.

— Dann? antwortete Angela, dann wird einer dieser

wackeren Krieger, ein tüchtiger Kopfabfäbler, Euch daselbe thun, was Ihr dem Birkhuhn thun werdet.

Ein schrecklicher Ausbruch der Lustigkeit begrüßte den hübschen Einfall des Fräuleins von Bourdesac. Bravos erschallten. Der Abbé von Rivals wurde bleich wie ein Todter.

— Miserere mei, domine! murmelte er; miserere!

— Vorwärts, gehorche! sagte gebieterisch Angela.

Der Abbé Rivals war ein Schlaupf, und ein Spaß, eine Ausgeburt des Schreckens durchzuckte sein Gehirn. Aber plötzlich glättete sich sein Antlitz. Das Messer zurückweisend, welches sie ihm reichte und seine Hände nach dem Birkhuhn ausstreckend, schob er seine Finger in das Hintertheil des Thieres, zog aus demselben eine Trüffel und verschluckte sie vergnügt.

Dann wendete er seinen eigenen Hinterkörper seinem künftigen Henker zu, hob seine Rutte derart auf, daß er seine Nacktheit wahrnehmen konnte und sprach:

— Thut mir's nach!



O U J O U X.

Irren ist menschlich, straucheln ist weiblich.

*

Manche Frau zieht lieber über ihre Vergangenheit einen Schleier, als über ihr Antlitz.

*

Das Bittern der Frau bedeutet nicht immer Furcht.

*

Es gibt Frauen, die nur die eine Reue kennen: daß sie nicht früher gesündigt haben.

*

Wo zwei Verliebte beisammen sind, da ist eine dritte Person immer überflüssig.

*

Lieben ist leicht, Einen oder Eine lieben ist schwer.

*

Die züchtigste Frau ist bereit, von ihren Reizen so viel sehen zu lassen, als nöthig ist, damit sie für schön gelte.

*

Viele Frauen verdanken ihre Schönheit dem Luxus der Toiletten; den Luxus der Nacktheit kann sich nur eine wirkliche Schönheit gestatten.

*

„Besser spät als gar nicht“ heißt das Sprichwort; aber in der Liebe ist besser gar nicht als spät.



Die Liab.

Eine Dorfgeschichte von Sidonie.

I.

Die Broni ist die stillste Dirn im ganzen Kirchspiel. „Todschlächti“ heißt man ihre Art. Schläferig, fast gedankenlos blicken ihre Augen, und ihre blassen Lippen verziehen sich nur selten zu einem Lächeln. Wenn sie aber lächelt, so liegt doch nichts Frohes in ihren Mienen. Diese sind immer müde und fast unheimlich starr und nur selten huscht eine leichte Röthe über das hübsche, bleiche Gesicht des Mädchens. Gebeugt sitzt sie über ihrer Näherei und zieht langsam Stich für Stich.

Ihre Base, die Ortschneiderin, eine ältliche, hagere Frau, keift umsonst und vergeblich muntert sie auch das Mädchen zu rascherer Arbeit auf.

„Wirst di tummeln? bringst ja gar nix von der Hand! Heut' an Stich und morg'n an Stich, döß kann do net so fortgeh'n! A jungi Dirn muuß flink und lusti sein. Fehlt dir ja nix. Um und um hast All's gnuu. Was bist denn alsdann gar so verdrießli und todschlächti?“

Halb zornig, halb mitleidig steht die Base vor der Broni und redet ihr so zu. Dem Dirndl aber steigt es heiß in die Augen und nachdem sie eine Weile mit sich gekämpft hat, bricht sie in Thränen aus.

„Laßts mi ruhig sterb'n, Bas'!“ schluchzt sie und hebt die bleischweren Arme langsam empor, bis ihr Gesicht in die Hände sinkt.

„Ei, du mein Herr! Was hast denn, Bronerl? Bist denn völli narrisch word'n, oder hör' i nur schlecht? Wirst doch mit deini achtzehn Jahr net an's Sterb'n denk'n?“

Die Frau trocknet sich nun selbst die Augen und setzt sich dann zu dem bitterlich schluchzenden Mädchen.

Broni aber sagt, zeitweilig vom Weinen unterbrochen: „Lang schon denk' i d'ran. Allweil is mir net guat — allweil um's Herz so schwer, daß i moan, 's liegt mir a Zentner d'rauf und koan Freud hab i an nix mehr und 's wär mir glei a recht, wanns aus wär.“

„Kind! Kind! versünd' di net!“ warnt die Alte, indem sie sich bekreuzigt. Broni aber fährt leidenschaftlich erregt fort:

„Gar net! Wann Dam (Einem) unser Herr Gott koan Freud gibt zum Leben, so kann er a nix dageg'n hab'n, wann ma si nach'n Sterb'n sehnt. Und denkts nur, Bas'! — wie lang mei armi Muatter g'litt'n hat. So lang wird's doch bei mir net dauern!“

„Geh, Bronerl, bild' dir nix ein. Dein Muatter is an der Schwindsucht g'sturb'n — aber du schaust mir net darnach aus, daß d' schwindsüchtig wär'st. So a Mords-Mad!“

Beruhigt schaut sie auf das Dirndl nieder, das in der That in seiner jugendlichen Ueppigkeit durchaus nicht an das unheimliche Leiden mahnt.

II.

„Warum want denn d' Jungfer Broni?“ fragt jetzt eine Stimme und die Schneiderin und ihre Nichte schauen nach der Thüre.

Die Alte runzelt die Brauen; die Wangen der Broni aber röthen sich leicht. Die Weißenbergerin ist nicht eben unter die Frommen des Dorfes zu rechnen, in deren allerersten Reihen die Schneiderin zu finden ist und das ist die Ursache, warum diese der rundlichen Frau abhold ist. Bronis Wangen aber färben sich, weil die eben eintretende Frau die Schwester des bildhübschen Schmied-Toni ist, der in neuester Zeit gar so oft an dem Fenster wo sie sitzt, vorüberkommt.

Der Schmied-Toni ist nichts als ein armer Geselle, aber der fleißigste Bursche rund umher. Die Broni aber ist eine fast wohlhabende Dirn, denn sie besitzt ein hübsches Anwesen

Illustrations-Proben aus dem Caviar-Kalender pro 1888.

(Erscheint am 10. September l. J.)



— Ein Handkuß wird versteigert! Ausrufungspreis 10 Mark! Wer gibt mehr?

— Ich warte schon, bis ein anderes Objekt an die Reihe kommt!



— Die Mieder sind nix for Dich, liebe Adalgisa!
 — Warum nicht, David?
 — Du tragest sie doch mit Gummiballen gefüttert.

von ihren verstorbenen Eltern her und hat auch noch das nicht unbedeutende Erbe ihrer Jungfer-Vase zu erwarten. Die Broni weiß also ganz gut, daß der hübsche Schmied umsonst ihr zu lieb da vorüberkommt; denn unerbittlich streng und hochmüthig ist die fromme Vase. Und darum hofft die Broni nichts für die heimliche Liebe, die in ihrem Busen sproßt und diese Hoffnungslosigkeit macht sie krank und kränker.

„Was woll'ts, Weißenbergerin?“ fragt nicht allzusehrlich die Schneiderin.

„A Kleidl hätt' i gern bis zur Kirmeß; aber guat müßt's ma steh'n und sauber müßt' i d'rinn ausschau'n. Ganz eng mußt' sein und a paar Falbeln hab'n.“

So spricht die Frau und beginnt, um sich das Maß nehmen zu lassen, den Spenser ausziehen.

Ein voller Nacken, weiße Arme und ein üppig entwickelter Busen kommen dabei zum Vorschein.

Mit Wohlgefallen betrachtet sich die Frau in dem kleinen Spiegel, der allerdings nur grün und verzerrt ihr rosiges Fleisch widerstrahlt.

Mißmüthig nimmt ihr die Alte das Maß ab; Broni aber näht nicht minder mißmüthig weiter. Doch die Weißenbergerin läßt sich nicht abschrecken; bald hat sie es heraus, daß das Mädchen lebensmüde sei und sich schwer krank fühle.

Sie lacht hell auf.

„Aber Dirndl! Bist d' heirat'et, wird All's guat. Schau nur dazua, daß d' an Mann kriagst!“

Gleichmüthig schaut Broni sie an. Die Alte aber ist entriestet.

„Mei Broni braucht si kan Mann z' such'n — wie Anderi“ sagt sie giftig und mit unverkennbarer Beziehung auf ihre Kunde.

„Kunnt do sein, daß sich kaner find't, der der Jungfer ansteht!“ entgegnet eben so giftig die beleidigte junge Frau. Und die Alte d'rauf:

„Reicht mögli; denn von die leichtsinnig'n jungen Leut' im Dorf kriagts sicher kaner.“

„Ma nacher bleibts wohl Jungfer so lang's lebt, denn koani Heilig'n hab'n mir freili net, de Tags dreimal mit Euch in d' Kirch'n geh'n und 's Tagwerk steh'n lass'n.“

„Bin desweg'n koani von die Aermst'n!“ sagt selbstbewußt die Schneiderin.

„War All's da. Denn 's ganzi Dorf woast, daß Des (Ihr) d' Schneiderei net noth hätt's. Is leicht reich z' sein, wann ma erbt.“

Die Schneiderin schwieg, denn es war so, wie ihre Kunde sagte.

Als diese nun ging, lächelte sie still vor sich hin. Die Broni hatte sie bis vor das Haus geleitet und da war eben der Toni vorübergegangen.

Das Mädcl bekam völlig einen Ruck, als er sie grüßte und mit seinen Augen ganz eigenthümlich tief ansah. Gleich darauf gingen die Geschwister zusammen weiter.

„Hast g'seg'n, wias roth word'n is?“ fragte die Weissenbergerin ihren Bruder.

„Was nußt's mir, wanns mi gern sicht? D' Alti wird nia „ja“ sag'n!“ So erwiderte der Schmied-Toni seufzend.

„Bist g'rad koaner von die Kuraschirt'n“, spöttelte die junge Frau. „Bist wia a Ries und traust di net über die Alti? Hast's ja no gar net probiert, ob s' dir's Madl gebat.“

„Weil's umasunst war. 'S ganzi Dorf kennt ihri Mucken und ihr'n Stolz.“

„Möchst wallfahrt'n?“ fragte nach einer langen Pause seine Schwester.

„Wallfahrt'n? Wie kummt denn auf den Gedant'n? Bist doch sunst net gar z' frumm!“

Der Toni sah seine Schwester erstaunt an; schelmisch lächelnd antwortete sie ihm:

„Woast, i lach' d' Andern a net aus, wann s' zu der Kirch'n am Windkog'l 'naufgeh'n. Der Glaub'n is was Schön's, wann ma' 'n hat. Und s'izt, desmal hab i ihn a. I woast fast g'wiß, daß dir und der Bronerl g'holst'n wird, wann mir Alli wallfahrt'n geh'n. Du kriagst — aber na: was du und was sie damit erreicht, dö's werds schon seg'n — dö's sag' i net.“

Kopfschüttelnd folgte ihr Toni. Er verstand sie nicht.

III.

Von nun an kam die Weissenbergerin öfter in's Schneiderhaus. Bald hatte sie dies, bald jenes da zu thun. Sie erfuhr da, daß Broni immer bleicher, immer elender ward, so daß die Schneiderin, völlig verzagt, endlich beschloß, mit ihr nach der Stadt zu fahren, um die Hilfe eines Arztes in Anspruch zu nehmen.

Als die Weissenbergerin dies hörte, meinte sie, daß man vorher doch noch ein anderes Mittel anwenden solle. Auf den Windkog'l sei der Weg auch nicht weiter als nach der Stadt und das berühmte Bild oben könne vielleicht eher helfen als der Doktor.

Mit frommem, gläubigem Sinn hörte Broni ihr zu, während die Alte völlig beschämt war darüber, daß ihr selber dieser fromme Gedanke nicht gekommen war. Der Vorschlag der Weissenbergerin wurde angenommen und ebenso ihre Begleitung.

Ein wenig mißtrauisch schaute die Alte zwar drein, als die junge Frau bat, daß man auch ihrem Bruder verstaten möge mitzugehen, doch durfte man keineswegs einem so frommen Vorhaben entgegentreten, und so war denn auch der Toni dabei, als man an einem schönen Herbstmorgen aufbrach, um die Wanderung nach der fernern Höhe anzutreten.

Ihr schelmisches Lächeln verbergend folgte die Weissenbergerin mit den Blicken dem jungen Paare, das vor ihnen ging. Bald sah sie die Bleichsüchtige müder und müder werden und selbst der Alten fiel es nicht auf, daß sie der junge Riese immer sorglicher stützte. Ja, die Schneiderin war endlich recht froh, daß sie die Geschwister bei sich hatte, denn so wie der Toni ihre franke Nichte stützte, so wurde sie selber von dessen Schwester geführt.

Noch war man weit vom Ziele und kaum erst eine Stunde vom Dorfe entfernt, als dem heimlichen Plane der Weissenbergerin das Geschick entgegenkam. Ein unvorsichtiger Tritt auf einen losen Stein — und die Schneiderin sank mit einem Wehruf nieder.

Sie hatte sich den Fuß verstaucht.

Mühselig schleppte sie sich noch bis zu einer einsamen Heusche am Wege und sie war sehr froh, als sich die Weissenbergerin anbot sie zu pflegen, bis der Besitzer des kleinen Häuschens heimkehren und sein Wägelchen zur Rückfahrt zu richten würde. Auf dem Karren war aber kaum für drei Personen Platz und so mußte die Alte es gelten lassen, daß ihre Nichte mit dem Toni zu Fuße heimkehre. Das franke Ding konnte ihr doch nichts nützen.

So gingen denn die zwei jungen Leute wieder heimwärts. „Bist schon recht müad! Arm's Dirndl! Geh rast' a Wengl! (Ein wenig.) Mir hab'n 's ja net eilig.“

So sagte der Toni besorgt, da er die Schwerathmende immer bleicher werden sah. Er ließ sie auf den moosigen Grund nieder, über den sie eben gingen und sie lächelte dankbar zu ihm auf.

Sie war unerträglich müde und fast willenlos geworden. Es schien ihr wie ein Traum, daß sie neben dem heimlich Geliebten so allein im Walde dahingegangen war, daß sie jetzt so wohligh im Grünen lag und er neben ihr saß und so innig besorgt um sie war.

„Kannst ja gar net schnauf'n, Bronerl!“ sagte er eben jetzt und zog ihren Kopf an seine Brust.

Zart und ohne Hast löste er einen nach dem anderen von ihren Wiederhaken, was sie willenlos geschehen ließ. Und als sie endlich tief aufathmete und das Blut ihre bleiche Haut durchschimmerte, da küßte er ihre geschlossenen Augen und die halb offenen Lippen, zwischen denen die weißen Zähne blitzten, und flüsterte ihr in's Ohr:

„Wie dein Herz klopft, Bronerl! I kumt völli glaub'n, daß d' mi gern hast . . .“

„Toni!“ seufzte sie und umschlang seinen Hals und preßte sich, zitternd unter seinen Liebkosungen, an ihn.

„Willst noch sterb'n?“ lächelte er und sie schüttelte leise den Kopf.

„Mit dir möcht' i leb'n — aber i fürcht, 's is do bald aus mit mir!“

Er küßt die Thränen weg, die von ihren Wangen niederrollen. „Woast was Dir fehlt?“ fragt er.

Sie schaut erglühend in seine schönen, treuherzigen Augen; ihr ganzes Wesen ist eine zitternde Frage.

„Du!“ schreit sie plötzlich — während er sie nieder gleiten läßt und sich über sie beugt. „Die Liab!“ lächelt er und schließt sie glühend in seine kräftigen Arme.

IV.

Nach einigen Stunden treffen die Schneiderin und ihre Begleiterin im Dorfe ein.

Mit glänzenden Augen und ganz ungewohnter Lebhaftigkeit wurden sie von Broni empfangen.

Die Weissenbergerin hat dann die Alte zu Bette gebracht und ehe sie gegangen ist, hat sie das Dirndl umschlungen und ganz leise gesagt:

„Na, Bronerl, mir war'n doch net am Windkog'l und du schaust völli g'sund aus!“

Ueber und über roth drückt das Dirndl sich an die Schwester des Geliebten.

Die Alte mußte manchen Tag liegen. Als sie eines Abends unvermuthet aufstand und zum Fenster hinke, konnte sie da ganz Merkwürdiges sehen.

Drüben in der Laube saßen die Bronerl und der Schmied-Toni, sie hielten sich zärtlich umschlungen und sahen aus, als säßen sie mitten im Himmel.

Anfangs wollte die fromme Alte auffahren; aber, als sie das Glück gar so deutlich sah, das Bronis Gesicht so blühend und rosig gemacht hatte, da überlegte sie sich's, wie gut es sei, daß das Dirndl auf so schnelle Art gesund geworden sei.

„Soll s' glückli sein! Am Weg zum Gnad'nbild hat s'n g'fund'n, 's kann alsdann nix Schlecht's sein. Hat ja a 'nanf woll'n! Is alsdann koan so a Ruach, als wia d'Andern. Wia s'n anschaut. G'rad als ob s' in Himm'l eini schauat. Freili, d' Liab muast ja der Himm'l auf Erd'n sein!“ seufzt sie still vor sich hin. — Dann weiter: „Jetzt halst er's und bußt er's. — Der Toni hat's weg! I moan, da muast ma schnell zu der Hochzeit schau'n, sunst macht er noch was Dumm's.“

Vagantenglück.

Und bin ich gleich kein Edeling,
Hab Spaer' noch Spund zu eigen,
Ich doch mir manche Gunst erring'
Mit Singen und mit Geigen.

Landfahrend treff' ich oft im Reich
Auf zorngeschwellte Adern;
Rasch aber Sang und Bogenstreich
Besänftigt Streit und Hader.

Mir hören gern die Alten zu,
Die Jungen gar mich preisen
Und manchem Herzen Fried' und Ruh'
Stehl' ich mit meinen Weisen.

Als Lohn wird mir so manche Gunst,
Wohl, weil ich weiß zu schweigen:
Der Zehnte hat nicht einen Dunst,
Was ich mir kann ergeigen . . .

Friedrich v. d. Adler.

Verschwunden.

Ein Märchen für schöne Mädchen.

Einest Tages verschwand das Mädchen aus dem Garten, wo es gehütet worden war.

Sie war plötzlich und spurlos verschwunden, so daß Niemand eine Ahnung von ihrem Verbleib hatte.

Ihre Gespielinen in dem Garten suchten sie vergeblich, sie konnten sie nicht finden, weder zwischen den Gebüsch, noch im Hause, wo sie ein einfaches Kämmerlein bewohnt hatte, noch an der Quelle, wo sie ihren Durst zu stillen pflegte, noch endlich unter dem hohlen Baumstamm, wo sie sonst so gern weilte.

Alles Suchen und Forschen war umsonst, und als die Verschwundene nach drei Tagen nicht wieder zum Vorschein kam, beweinten sie ihre Gespielinen, und um ihr Andenken zu bewahren, pflanzten sie in dem Rasen am Fuße des hohlen Baumstammes einen weißen Rosenstock. Den Rosenstock begossen sie fleißig und hegten und pflegten ihn so zärtlich und liebevoll, als ob er die verschwundene Gespielin wäre, die schöne Felizia.

Trotz aller Pflege aber welkte der Rosenstock dahin und wollte in dem prächtigen Erdreich keine Wurzeln fassen.

*

Das Verschwinden Felizia's aber hatte folgende Geschichte:

Am Morgen jenes Tages, an welchem sie verschwand, war sie auf ihrem Lieblings-Plätzchen, auf dem Rasen unter dem hohlen Baume gesessen. Mit eingezogenen Beinen saß sie zusammengehockt da und während ihre Hände mit Grashalmen spielten, schweiften ihre Blicke in weite Fernen.

Ihr Goldhaar war aufgelöst und floß in welligen Locken über ihre Schultern hinab. Ihre rosigen Lippen summten leise ein Liedchen und ihr junger Busen wogte lebhaft. Auf ihren

Wangen blühte die jungfräuliche Röthe ihrer fünfzehn Jahre, jene Röthe, welche den jungen Mädchen einen so unsagbaren Liebreiz verleiht.

Sie war schön, unbeschreiblich schön und wußte nichts davon. In diesem Garten waren die jungen Mädchen wohl gehütet und man wachte streng darüber, daß die Mädchen nicht erfahren, wie schön und reizend sie seien.

Das Mädchen ward in seinem Sinnen durch eine Stimme aufgestört. Die Stimme kam aus dem hohlen Baum und klang so süßlich und zum Herzen dringend, daß das Mädchen sich sogleich umwandte.

Ein altes Männchen stand vor ihr, mit langem Barte und lächelndem, einschmeichelndem Gesichte. Als Felizia sich zu ihm wandte, sprach der alte Mann:

— Du sinnst und schwärmst, Mädchen? Vielleicht langweilst Du Dich gar?

Das Mädchen schrak zusammen.

— Nein . . . nein . . . Ich habe keine Langeweile! sprach sie im Tone der Abwehr.

Der Alte lachte leise vor sich hin und fuhr fort:

— Du läugnest es vergeblich; ich sehe genau und lese die Langeweile in Deinen Blicken. Einem so schönen Mädchen aber paßt die Langeweile ganz und gar nicht.

Felizia blickte erstaunt auf den alten Mann.

— Schön? . . . Bin ich denn schön? fragte sie.

Der Alte lachte wieder.

— Närrisches Kind! . . . Weißt Du das nicht? . . .

Doch richtig: ihr werdet in diesem Garten gar streng behütet und darum wißt ihr nicht, daß ihr schön seid und daß jede Rose eurer Wangen goldene Berge werth sei! . . .

Hier schwieg der Alte eine Weile, um sich an dem wachsenden Erstaunen des jungen Mädchens zu weiden, dann fuhr er fort:

— Wie ganz anders ist es doch in der großen Welt, unter den Menschen! Dort wissen wir die Schönheit zu schätzen, für die Anmuth zu schwärmen . . . Ach, Mädchen, wenn Du unter den Menschen lebst, wie ganz anders wäre Dein Dasein geartet! . . . Von Deinem Wuchse, der schlanker ist als jener des Rehs, würde das ganze Land sprechen; auf Dein welliges, sammtweiches Goldhaar würden die Poeten unsterbliche Lieder dichten; Dein Blick würde die Menschen trunken, selig und elend machen. Dort wäre es Dir erlaubt zu wissen, daß Du schön seiest und Du dürftest herrschen! . . . Du wärest eine Königin und hättest über alle Bewohner der Erde zu gebieten . . . Jedermann wäre Dir unterthänig, wer die Schönheit anzubeten weiß und vor der Vollkommenheit andächtig in die Kniee sinkt . . .

Sierig sog das Mädchen diese Worte ein, welche seine Eitelkeit erweckten. Dann aber beherrschte sie sich und sprach:

— Du fühner Greis! Ich kann nicht glauben, daß Alldies in Wirklichkeit so wäre.

Der Alte erhob die Hand und sprach:

— Ich schwöre Dir, daß ich nicht übertrieben habe.

Das Mädchen ward nachdenklich und sagte dann:

— Du meinst, ich würde dort Königin sein? . . .

Und wie, wenn nur Du allein mich schön finden solltest?

Der Alte suchte eine Weile in seinen Taschen; endlich holte er einen kleinen Handspiegel hervor, welchen er dem Mädchen mit den Worten reichte:

— Schau hinein und urtheile selbst!

Das Mädchen betrachtete sich lange im Spiegel und allgemach erstrahlten seine Wangen in stolzer Freude.

— Du hast Recht, ich bin schön! rief sie. Ich will fort, in die große Welt. Ich will Königin sein, herrschen und erobern! . . .

Dann fügte sie kleinlaut hinzu:

— Aber wie gelange ich dahin? Ich weiß den Weg nicht! . . .

— Komm mit mir, sagte der Alte; ich will Dich führen. Und im nächsten Augenblicke waren Beide verschwunden.

*

Der Alte sollte Recht behalten.

Raum war das Mädchen unter den Menschen erschienen und schon ward sie ein angebetetes Idol der Erdenbewohner. Ihr Wuchs, ihr Antlitz, ihr Goldhaar, ihre blitzenden Gluthaugen unterjochten Alle. Die Männer erhoben sie auf ihre Schultern, trugen sie auf ihren Händen. Ihre Verehrer überhäufte sie mit Gold und Edelsteinen und waren glücklich, wenn sie aus ihren Pantoffeln Champagner trinken durften . . . Und dies währte Jahre lang.

So lange, bis die Rosen der Wangen verwelkt waren, das Goldhaar zu ergrauen begann und das Feuer der Augen erlosch.

Dann war Alles zu Ende. Die Menschen wollten sie nicht mehr erkennen. Und es blieb Felizien nichts Anderes übrig, als dem Rath eines zusammengeschrumpften alten Weibes zu folgen, das sich erbötig machte, sie in den Garten zurückzuführen, aus dem sie einst geflohen war.

— Ja, dachte Felizia, dort werde ich wieder glücklich sein.

Doch vergebens ging sie dahin zurück: das Thor des Gartens wollte sich vor ihr nicht aufthun. Denn der Garten, aus welchem das Mädchen entflohen, war der Garten der Unschuld; Der sie von da wegeloct hatte, war die gleichnerische Verführung und Die sie dahin zurückbringen wollte, war das späte Neue predigende Alter.

A. von J.



ONBONNIÈRE.

Aus der Kinderwelt.

Die fünfjährige kleine Comtesse Gustchen sieht einen in gleichem Alter stehenden Bauernjungen in einem Tümpel waten.

— Deine Mama wird Dich strafen! ruft sie ihm zu.

— Ich habe keine Mama.

— Ah! Wer macht denn bei euch die Honneurs?

*

Ein Kunstmācen.

Herr Tulpenduft tritt in das Atelier des Malers X. und erblickt da eine Venus, die für die Ausstellung bestimmt ist.

— Herrlich sehen! Was kost' diese Venus!

— Zweitausend Gulden.

— Zweitausend Gulden! Gott, wie theuer! Warum arbeiten Sie nicht mit billigeren Farben?

*

Vergnügungen.

— Mama, ich darf wohl mitgehen zum Leichenbegängniß der Tante Ursula?

— Nein, Frisken! Du warst erst gestern im Zirkus; ein kleiner Knabe soll nicht so viel an Zerstreungen denken.

*

Zur Physiologie der Tournure.

In der holden Jugendzeit jenes Toilette-Stückes, das die Damen dort tragen, wo die Taille endet, sah ein biederer Landmann zwei Damen, die mit Tournuren von riesigen Dimensionen ausgestattet waren. Da meinte unser Mann tief-sinnig:

— Merkwürdig! Bei unseren Damen herrscht jetzt eine verkehrte Welt: sie kindern rückwärts.

*

Ausflügler-Freuden.

Auf einem Ausfluge wird in einer kleinen Stadt das Müller'sche Ehepaar bei einer alten, franken, griesgrämigen Wittve einquartirt. Herr Müller, der ein höflicher Mann ist, präsentirt sich mit den Worten:

— Verzeihung, gnädige Frau, für die Störung, die wir Ihnen verursachen.

— Hm, macht nichts, es wird hoffentlich nicht lange dauern! lautete die Antwort der lebenswürdigen Hausfrau.

Eine Landparthie.

Humoreske von Hermann Grabert.

„Selig, die da geistig arm sind; denn ihrer ist das Himmelreich.“

Von der treffenden Wahrheit dieser Worte der heiligen Schrift können wir Erdenwaller uns täglich — stündlich mit Leichtigkeit überzeugen. Und doch gibt es noch ungläubige Seelen, die an Allem zweifeln oder Alles ergründen wollen, selbst auf die Gefahr hin, ihr Glück ausmachende Illusionen einzubüßen. Wie mir dünkt, sind jene die Thoren; die Geistesarmen, die nie der Treue ihrer Frauen und der Anhänglichkeit ihrer Freunde mißtrauen, halte ich durchaus nicht für so unerleuchtet, als man gemeinhin anzunehmen beliebt.

Und wozu denn skeptisch sein? Hat sich der Apostel Thomas dabei wohl befunden? Was sollte uns die schwere Menge Bibliotheken, wenn man weder an die Zeichen und Wunder, noch an die Heldenthaten der guten, alten Zeit glauben will?

Den Pyrrhonianern nach ist Keres nicht mit Millionen Streiterei nach Griechenland gerückt, hat auch niemals das Meer gepeitscht, war keine Wölfin die Amme des Romulus und Remus, ehelichten die Dogen von Venedig nicht das adriatische Meer, indem sie einen Ring in dessen Schooß warfen,

zählte Sarah keine hundert und dreißig Lenze, als sie den ägyptischen Pharaonen den Kopf verdrehte, hat Mucius Scævola seine Hand nicht in eine Pfanne voll glühender Kohlen gehalten, das Auge stolz auf den König der Etrusker gerichtet, weil Einer, dessen Arm brät, unbedingt Fragen schneiden muß, u. s. w., u. s. w.

Ich habe zwei Freunde, deren Einer Pyrrhonianer ist, Alles in Frage ziehend, wenn man ihm keine Beweise liefert, und mithin von den meisten Lebensfreunden enttäuscht. Der Andere hingegen besitzt eine unerschütterliche Leichtgläubigkeit; der Zaubertrank der Circe, die Verwandlung des Fischers Glaucos, die Schwarzkünsteleien Alberts des Großen, Salomos Siegelring, der Glücksfackel und das Wünschhütlein des Fortunatus, der Stein der Weisen, das eau de Jouvence, Träume, Karten und Kaffeesatz, die Lenormands, das amerikanische Medium Bastian — Alles findet Glauben bei ihm, ja sogar die Zeitungsnachrichten hält er für lautere Wahrheit.

Diese Herren sind beide verheirathet, und Jeder hat ein hübsches Weibchen; denn dem Einen ist Schönheit das Positive, und dem Anderen die Quelle aller Lust. Letzter genießt friedsam seines Glückes, während der Skeptiker sein Möglichstes thut, das Seine zu vernichten. Eines Tages passirte nun aber Folgendes:

Wir sollten einen Ausflug aufs Land machen, eine schon lange geplante Partie; doch am Abend vorher klagt die Gattin eines Freundes, des Pyrrhonianers, über Kopfschmerzen.

Tags darauf hat sie ihre Migraine, muß das Zimmer hüten, will aber nicht, daß ihr Mann sich ihrethalben eine Freude in der schönen Natur versage, und bittet ihn, an der Vergnügungsfahrt theilzunehmen.

Durch einen ziemlich seltsamen Zufall war auch die bessere Hälfte meines Alles gläubigen Freundes unpäßlich geworden und gleichfalls zu Hause geblieben, nachdem sie ihren Ehegenosß aufgefodert, sich doch ja zu amüsiren, unbesorgt um ihr Befinden, mit der Versicherung, daß sie bald wieder wohlauf sein werde.

So bin ich denn zwischen meinen zwei Stroh Wittwern, von denen der Eine seiner Lustigkeit freien Lauf läßt, während der Andere in den Bart brummt:

„Sonderbar, ganz sonderbar, daß unsere Frauen just zur selben Zeit krank sind. — hm, hm! — diese plötzlichen Unpäßlichkeiten sind mir verdächtig! — dahinter steckt etwas —“.

Dingsda sollte der Zielpunkt unseres Ausfluges sein. Kaum sitzen wir in dem Wagen, als mein Zweifelgeist, über die Aufgeräumtheit unseres Gefährten verdrießlich, ihm sagt:

„Fällt's Ihnen denn gar nicht auf, daß Ihre Frau gerade heute kränfelt, wo wir nach Dingsda wollen?“

„Nicht im Geringsten — warum sollte meine Frau nicht unwohl sein? Die Ihre ist's ja auch.“

„So sagt sie! — Brauch's aber nicht zu glauben.“

„Was mein Idchen mir sagt, ziehe ich nie in Zweifel.“

Unser Wagen rollte immer weiter; plötzlich läßt der Ungläubige halten, öffnet den Schlag und springt hinaus mit den Worten:

„Entschuldigt mich, doch ich muß wissen was meine Frau macht; in Dingsda treffe ich Euch wieder.“

Und fort schießt er; mein Freund und ich, wir sahen einander an. Endlich ruft jener:

„I, da muß ja gleich ein Himmel Donnerwetter dreinschlagen! Uns so schön zu verlassen um — seine Gattin zu bedauern, die wahrscheinlich ruht, und die er im Schlafe stören wird! Das ist unerhört.“

„Der Mensch hat absolut keine Lebensart.“

„Ein lächerlicher Socius, mit seinem ewigen Mißtrauen.“

„Wissen Sie was? Wir wollen uns an ihm rächen.“

„Ich bin dabei; aber wie?“

„Er will uns nach Dingsda nachkommen, fahren wir anderswohin; der lederne Othello soll uns nicht wieder finden.“

„Herrlich! Famos!“

„Wohin also?“

„Ganz egal; nur nach schnurstracks entgegengesetzter Richtung.“

„Wohlan! — Nach — Dingskirchen.“

„Auf nach Dingskirchen!“

Der Kosselenker kehrt wieder um, und wir fahren nun gegen Dingskirchen, das Gesicht unseres Pyrrhonianers belachend, wenn er ganz Dingsda durchläuft, um uns zu suchen.

In Dingskirchen angelangt, richten wir unsere Schritte vor allen Dingen zum Bierhause, fröhlich schoppeln con amore und ergehen uns dann im nahen Wäldchen.

Das Wetter war prächtig, das Farbenspiel der Baumgruppen von bezaubernder Wirkung. Während wir, von köstlicher Lust umweht, auf weichen, grünen Matten wandelten, wiederholte mein Freund:

„Ich kann nur Eins bedauern, daß Idchen krank ist. Die Schönheit dieser Natur hätte ihr soviel Vergnügen gewährt! — Armes Kind! — Wir werden ihr aber Etwas mitbringen, nicht wahr?“

„Gewiß, was Sie wollen!“

„Die geringste Kleinigkeit macht ihr Spaß, wenn nur ihr Dllerchen an sie gedacht hat —“.

Hier wandten wir uns nach rechts, und bald zeigte sich ein wundervoller Durchblick, der mit seiner hellglänzenden Oeffnung uns schon ahnen ließ, daß dort am Endpunkte als Gegensatz zum Dunkel des Waldes etwas ganz Besonderes zu erwarten sei. Die Lichtung ward allmählig immer größer, und unser Erstaunen war ein unbeschreibliches, als wir nach einigen Minuten einen See vor uns hatten, während links unser Blick unter schattigen Bäumen eine Bank entdeckte, auf der ein Pärchen saß.

„Boß Tausend!“ ruft mein Freund, sein Idchen und ihren Better Joseph erkennend, „wer hätte das geglaubt!“

Idchen scheint einen Moment verblüfft, gewinnt jedoch rasch ihre Fassung wieder und sagt:

„Ah! Da seid Ihr ja endlich! Der Herr Better und ich, wir suchen Euch schon lange. Mein Unwohlsein hatte ich nur vorgeschützt, um Dich zu überraschen — Männchen, hier hast Du mich wohl nicht erwartet?“

„I, Gott bewahre! Woher weißt Du aber, daß wir nach Dingskirchen gefahren? — Wir wollten doch nach Dingsda —“.

„Ich folgte Euch in der Ferne mit dem Herrn Better. Als Ihr plötzlich auf dem Wege wieder umkehrtet, ließen auch wir unsern Kutscher wenden, und während Eures Fröhlichschoppens sind wir allgemach hierher geschlendert und haben, Angesichts des Sees, in dieser idyllischen Zurückgezogenheit auf Euch gewartet, und uns an dem zeitweiligen Rauschen des Wassers erfreut.“

„Göttlicher Einfall! Mein, Du bist zu famos, Idchen — muß Dich küssen — so — und jetzt wollen wir 'mal recht fidel sein, wie?“

„Jawohl, Dllerchen.“

„Hören Sie's — ich bin ihr Dllerchen — komm, noch 'nen Kuß, Idchen.“

Und wir verbrachten wirklich einen sehr lustigen Nachmittag; jeder war guter Laune, zumal mein Freund Adrian, den Idchens Ueberraschung ganz glorios gestimmt, während mein zweifelstüchtiger Freund, der seine Hauszierde ebenfalls in ihm mißfälliger Gesellschaft angetroffen, eine fürchterliche Scene machte, und von Stund' an wie Hund und Kage mit ihr lebte.

O, wie recht hat man zu sagen: *Beati pauperes spiritu!*



— Geliebter Baptist, sei doch wieder gut
 — Ungetreue Schlange! Du hältst es mit dem gnädigen Herrn. Aber wenn Du mir bei ihm eine Lohnaufbesserung durchsetzt

Der nackte Mann. (19)

Roman von Catulle Mendès.

Deutsch von Armin Schwarz.

In der That schien jede Hoffnung geschwunden; es war wahrscheinlich, daß der nackte Mann nur mehr in der andern Welt die Wahrheit sprechen würde.

In diesem Augenblicke begann Francolin zu brummen, was stets ein Zeichen war, daß er was zu sagen hatte.

— Was willst du, mein Sohn? fragte der Narr.

Das Thier wackelte mit dem Kopfe, womit es sagen wollte: „Das wirst du sogleich sehen.“ Dann näherte der Bär sich der Pappel, richtete sich auf den Hinterpranken auf, schlug die Krallen in die Rinde der Pappel und begann flink hinaufzuklimmen.

— Vorwärts, mein braver Bursche, rief Mariotte in die Hände klatschend; ich will dir die Schnauze küssen, wenn du den Armen befreist.

Pistolet fügte hinzu:

— Mein Francolin soll die besten Haselnüsse bekommen, wenn er den Wahrsprecher vom Baume holt.

Allein der Bär mußte nicht erst in solcher Weise ermuntert werden; es war ein uneigennütziges Thier, das das Gute um des Guten willen that. Als er den Gipfel des Baumes erreicht hatte, nagte er mit seinen gewaltigen Zähnen sehr rasch den Ast durch, an welchem die Schlinge hing. „Ach, der Aermste wird sich die Glieder brechen,“ dachte Mariotte, die augenscheinlich wünschte, daß der nackte Mann unverfehrt gerettet werde. Doch als der Ast zu knacken begann, war Francolin mit einem Satz unten und fing den Fallenden auf seinem weichen Rücken auf. Als der Rabe das sah, flog er krächzend davon.

VIII. Kapitel.

Die braven Räuber.

Um die Wahrheit zu sagen, war Pistolet ziemlich beunruhigt. Fern von jeder Behausung — wenn nicht etwa von

der Abtei, wo keine Hilfe zu erwarten war, — in finsterner Nacht auf einsamer Landstraße: was sollte man da mit einem Verwundeten beginnen, der aus einer Ohnmacht in die andere versiel und sich nicht erheben konnte? Hätten sie auch die Kraft gehabt, ihn zu tragen, sie durften nicht daran denken, ihn auf das Schloß Romanin zu bringen, wo die gegen den Wahrsprecher höchlich erzürnten Herren und Damen ihn sicherlich grausam behandelt haben würden. Unter so bewandten Umständen wußte der sonst so findige Narr nicht, welchen Entschluß er fassen sollte. Er schlug sich auf den Buckel, als ob er sich von da eine Idee heraus schlagen wollte und rief:

— Ei, ei, wir sind da nicht übel in der Patsche; ich weiß nicht, wer uns heraushelfen wird.

— Beim Satan, das will ich sein! schrie eine rauhe Stimme.

Zugleich sah man aus dem Graben, wo vorhin Mariotte geschlafen hatte, fünf mit Schuppenpanzer und Helm bekleidete Männer sich aufrichten. Ueber ihren kriegerischen Gewändern trugen sie Mönchskutten, welche der Nachtwind bewegte.

Das Fräulein Hughette des Perleries war nicht wenig erschrocken. Diese Leute waren sicherlich Straßenräuber, die ihnen seit langer Zeit auslauerten. Sie erinnerte sich der unbestimmten schwarzen Formen, welche sie vorhin am Rande des Waldes bemerkt hatte und sie würde sicherlich die Flucht ergriffen haben, wenn nicht zärtliches Mitleid für den Verwundeten sie zurückgehalten hätte.

Mariotte hingegen zeigte sich wenig überrascht.

— Ei, das ist ja Ogier-Pompée! rief sie; der scheint aus der Erde hervorzukommen.

— Um dich zu umarmen, Mädchen!

— Mit Weinbrecher, Fingerhut, Nasehoch und Schafal.

— Wer hätte geglaubt, daß sie uns wiedererkennen werde? sagte Ogier lachend. Denn schließlich hat Mariotte so viele Liebhaber, daß sie leicht einige derselben vergessen kann.

— Warum steckt ihr in diesen Kutten? Seid ihr etwa in ein Kloster eingetreten, um daselbst Buße zu thun?

— Nein, erwiderte Weinbrecher. Aber seitdem der Kommandant von Avignon Tag und Nacht seine Hellebardiere und Schützen umherstreifen läßt, ziehen wir Kutten an, um den Häschern Respekt einzuslößen.

— Gut ausgedacht.

— Wenn ich einem derselben auf meinem Wege begegne, unterlasse ich es gewiß nicht, ihm meinen Segen zu geben, bemerkte Weinbrecher.

— So auch ich, fügte Nasehoch hinzu.

— Ich, sagte Fingerhut, reiche ihnen den in meinen Ring gefaßten Zahn des heiligen Gorgon zum Kusse. Diese Reliquie ist in Wirklichkeit ein Wolfszahn.

— Das ist recht, wenn ihr deren mehrere treffet. Aber was thut ihr, wenn ihr einem einzelnen Häscher begegnet? Weinbrecher erwiderte:

— Mit einem Faustschlage zerschmettere ich ihm den Schädel; das geschieht so sanft, daß sich noch Keiner beklagt hat. Fingerhut sagte:

— Ich erwürge ihn mit der einen Hand und zupfe ihn zum Spaß mit der andern.

Nasehoch sagte:

— Ich schneide ihm den Hals ab und blase ihm dann ein Stückchen auf meiner Flöte.

— Ihr seid würdig, mich zu eurem Oberhaupte zu haben! rief Ogier-Pompée. Und du, Schafal mein Sohn, was thust du in einem solchen Falle?

— Ich fresse ihn, erwiderte Schafal mit göttigem Lächeln.

Man kann sich denken, welches Entsetzen diese Reden dem Fräulein Hughette verursachten. Sie fragte sich zitternd, ob diese Ungeheuer nicht auch Lust bekommen würden, den nackten Mann zu fressen, der weiß und wohlgestaltet da auf dem Boden ausgestreckt liegt.

Da nahm Pistolet das Wort und sprach zu Ogier-Pompée:

— Herr, wir verlieren viel Zeit. Ist es wirklich wahr, daß Ihr uns helfen wollt?

— Ich möchte nicht behaupten, daß dies ursprünglich unsere Absicht gewesen; ihr waret im Gegentheil sehr in Gefahr, getödtet und beraubt zu werden. Nachdem ich aber, im Graben auf der Lauer liegend, den Ritter erkannte, welchen der Bär vom Baume befreit hat, stehe ich euch zu Diensten. Außer mir gibt es keinen so edlen Paladin wie er es ist und es gereicht mir zur Freude, einem Mann gefällig zu sein, der mir gleichkommt.

— Die Höflichkeit ist dein einziger Fehler, brummte Schafal.

— Sie ist mein höchster Ruhm und durch sie habe ich es verdient, vom göttlichen Roland im Traume zum Ritter geschlagen worden zu sein.

— Lassen wir jetzt den Streit, unterbrach der Narr. Wißt ihr einen sichern Ort, wo wir den Verwundeten bergen und ihm Pflege bieten können?

— Was die Pflege betrifft, verlaßt euch auf Nasehoch. Er ist darin unterrichtet wie die gelehrtesten Aerzte und auf seinen Streifungen durch die Wälder, wo er die Vöglein singen lehrt, hat er die Kräuter kennen gelernt, welche alle Wunden und Gebrechen heilen. Nasehoch, mein Sohn, wie findest du den Zustand des Mannes, der allhier auf dem Boden liegt?

— Beim heiligen Kosmus und beim heiligen Damian, den Schutzpatronen der Aerzte, erkläre ich, daß es um ihn nicht so schlimm steht, als es den Anschein hat. Er ist noch betäubt, weil er lange gehangen hat; einige Gläser guten gewürzten Weines werden ihm gut thun.

— Aber wo bringen wir ihn hin? fragte der Narr.

— An den fürnehmen Ort, wo ich hause, sagte Ogier-Pompée würdevoll. Glaubt Ihr, daß eine Persönlichkeit meines Schlages in den Gräben schläft, unter dem gestirnten Himmel? Wohl ist meine Wohnstätte nicht aus Marmor, noch aus kostbarem Holze erbaut; denn sie ist eine unterirdische Höhle in einem Alpenthal. Aber sie hat die wunderbare Eigenschaft, daß kein Neugieriger den Weg kennt, der dahin führt; und in Wahrheit betrachtet ist's ein Palast, nachdem ich daselbst hause.

— Gewiß, gewiß! sprach Pistolet. Ist dieser unterirdische — Palast weit von hier?

— In weniger denn einer Stunde werden wir daselbst angelangt sein.

— So laßt uns eilen, ich bitte Euch.

— Ach ja, sputen wir uns! fügte Fräulein Hughette hinzu, welcher die schlimmen Gesellen durchaus nicht mißfielen, seitdem sie sich für Pierre den Wahrsprecher so wohlwollend zeigten.

— Thut ihm nichts Schlimmes, sprach sie weiter, als sie sah, wie Weinbrecher und Fingerhut den nackten Mann in die Höhe hoben, dessen Kopf matt auf die Schulter herabfiel.

Als man sich in Bewegung setzen sollte, bemerkte Nasehoch mit dem Ernste, der einem Gelehrten wohl geziemt:

— Ich bin der Meinung, daß es sich wohl empfehlen würde, den Junker zu bekleiden; die nächtliche Kühle ist ihm bei seinem Zustande keineswegs zuträglich. Auch würde eine züchtige Person wie Mariotte es sicherlich verschmähen, mit einem so wenig bekleideten jungen Herrn zu reisen.

Die brave Magd brach in ein helles Gelächter aus; das Fräulein Hughette hingegen erröthete tief. Wie? hatte sie bisher gar nicht bemerkt, daß der Junker unbekleidet sei? Doch, doch; allein in ihrer Unschuld hatte sie dabei nichts Schlimmes gesehen.

— Ihr habt nun die beste Gelegenheit, ihm die Fahrnisse zurückzugeben, die ihr ihm geraubt habt, sagte Mariotte lachend. Gib ihm sein Weinkleid wieder, Nasehoch!

— Ich habe es leider im „Gottspiel“ an Fingerhut verloren.

— Gib ihm sein Wamms wieder, Weinbrecher!

— Ich habe es einer ägyptischen Wahrsagerin gegeben, um im Tausch dafür mein Schicksal zu erfahren. „Ich würde gehenkt werden“ — lautete die Profezeiung, die wahrhaftig ein so schönes Kleidungsstück nicht werth war.

— Gib ihm seine Stiefel wieder, Fingerhut!

— Ich habe sie mit gutem Appetit verzehrt, indem ich sie für eine Rehkeule mit sauce cameline hingab.

— Gib ihm seinen Ueberwurf wieder, Ogier!

— Ich habe ihn bei dem Wirth von Saint-Rémy vertrunken, indem ich vier Humpen guten, gewürzten Clairret dafür eintauschte. Aber Du, Mariotte, warum gibst Du ihm sein Hemd nicht wieder, das wir Dir geschenkt haben?

Mariotte schien durch diese Frage arg verwirrt zu werden.

— Ei, könnt ihr wissen, was ich daraus gemacht habe? Vielleicht eine Vogelscheuche in unserem Weinberge. Glaubt ihr, daß ich mich viel um das Hemd eines Junkers kümmern?

— O, gewiß nicht, sagte Ogier. Aber was guckt Dir denn da aus dem Leibchen hervor, wie der Kopf eines weißen Täubchens, das Du in den Busen gesteckt hättest?

Mit diesen Worten zog Ogier-Pompée den zusammengefalteten Stoff heraus, von welchem ein Zipfel hervorgeguckt hatte und faltete ein Hemd auseinander, wohlbesetzt mit feinen Spitzen, nach der Art, wie junge Ritter sie tragen, welche etwa Gelegenheit haben, sich in der Kammer ihrer Damen zu entkleiden. Vielleicht war es dieser weiße Gegenstand, aus welchem Mariotte vorhin sich ein Kopfstissen gemacht hatte,

nicht ohne ihn zuvor zu küssen. Die arme Dirne war arg verlegen, als sie sich dergestalt Lügen gestraft sah. Fräulein Hughette aber, obgleich sie nicht begriff, wieso und warum das Heud Pierre's des Wahrsprechers in das Leibchen Mariottens gerathen sei, war darüber einigermassen verdrossen und bereute jetzt, diese Dirne auf der Suche nach dem Junker mitgenommen zu haben.

Man warf den weißen Stoff auf den Körper des Abgehentken und machte sich unter dem gestirnten Himmel still auf den Weg nach der Höhle Ogier-Pompée's. Wer zu dieser Stunde die Straße dahergezogen wäre, den würde dieser nächtliche Zug sicherlich in Erstaunen versetzt haben. Man sieht nicht häufig eine Truppe, bestehend aus einem Bären, der vorausgeht, aus fünf Mönchen, die einen schlafenden, anscheinend bewußtlosen Menschen umgeben, aus einem buckligen Männchen, das schwarz und roth gekleidet ist und seine Schellen klingen läßt zwischen einer dicken, schwarzhaarigen Dirne und einem Jagdknappen, der zart und schwächlich aussieht wie ein Fräulein. Allein Niemand außer dieser Truppe, zog zu dieser späten Stunde auf der Straße dahin. Tiefe Stille ruhte auf der Landschaft. Nur eine Nachtigall begann in einem nahen Busche zu schlagen und Nasehochs Flöte antwortete auf ihre schmelzenden Töne.

IX. Kapitel.

Francolin ist der Teufel.

Fräulein Hughette war jetzt sehr zufrieden, obgleich noch ein wenig unruhig, denn es war ja möglich, daß Pierre der Wahrsprecher kränker war, als man glaubte. Sie hatte den Verschwundenen wiedergefunden, der nun, dank einem glücklichen Zufall, bald in Sicherheit sein sollte. Schon sah sie im Geiste, wie sie — in ihrer Verkleidung Allen unbekannt — dem Wiedergenesenden ihre sorgfältige Pflege widmet, über ihn wacht, wenn er schlummert, ihm die Hände oder die Schulter zur Hilfe leiht, wenn er seine ersten Spaziergänge auf den Hängen des wilden Alpenthales macht. Vielleicht wird er für einen so sehr ergebenen Genossen einige Freundschaft empfinden. Dieser Gedanke that Hughetten unaussprechlich wohl.

Was Pierre betrifft, so lag er in stillem Nachdenken da, mit geschlossenen Augen und stummem Munde. Er hatte sehr wohl gehört, daß man ihn an einen sicheren Ort bringen wolle, wo die erzürnten Herren und die barbarischen Mönche ihn sicherlich nicht finden würden und er schätzte sich glücklich, seine nicht allzusehr beschädigte Haut, die ihm natürlicherweise theuer war, in Sicherheit zu wissen.

Als die Gesellschaft schweigend dahinzog, rief plötzlich Ogier-Pompée zornig aus:

— Hölle und Teufel!

— Wie? was ist's? was gibt es denn? fragten die Anderen durcheinander.

— Seid ihr denn taub, daß ihr keine Schritte hinter jenen Bäumen hört?

Raum hatte er geendet, als aus dem Waldessaume eine Truppe Bewaffneter hervorbrach.

Es waren die Schergen des Kommandanten von Avignon, die zum Verdruß aller Landstreicher ihre Kunde auf den Heerstraßen machten. „Laßt uns laufen! wir sind verloren! es ist zu spät; es sind ihrer zwanzig!“ — das waren die Rufe, die zu gleicher Zeit ausgestoßen wurden. Und das Fräulein Hughette, das vor Pierre dem Wahrsprecher, den man zu Boden hatte fallen lassen, auf den Knien lag, weinte heiße Thränen, denn sie begriff nichts von alldem, nur so viel, daß der Ritter nun nicht in Sicherheit gebracht werden sollte. Dies genügte, um sie in unbeschreibliche Trauer zu versetzen.

Mittlerweile hatte der Anführer der Schergen sich genähert und sprach:

— Mich dünkt, das seien Leute, die ein seltsames Geschäft besorgen! Es wäre wohl das Beste, sie mit Stricken zu fesseln und in das nächste Gefängniß zu bringen.

— Ach! seufzte Hughette.

Allein Ogier und seine Genossen waren nicht aus dem Zeug, um sich so leicht gefangen nehmen zu lassen. Wo die Gewalt nicht half, nahmen sie zur List ihre Zuflucht. Ehe die Schergen genau hätten sehen können, mit welcher Art von Leuten sie es zu thun haben, hatten die fünf Strolche die Stricke ihrer Rutten festgebunden und ihre Kapuzen bis über die Augen herabgelassen. Dann sprach Ogier-Pompée in salbungsvollem Tone:

— Der heilige Gorgon segne euch und empfehle euch der göttlichen Gnade! Es ist wahrhaftig ein Glück, daß wir euch auf unserem Wege treffen, denn wir fürchteten, uns verirrt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ich lebe ja davon.

Zwei schneidige Offiziere,
Die haben des Abends um acht,
In einem bekannten Reviere
Ein Wischen die Ronde gemacht.

Da sah'n sie vor einem Laden
Ein schönes, üppiges Weib,
Mit strammen Schenkeln und Waden
Und einem pompösen Leib.

„Die möchte ich wohl erwerben
Für diese heutige Nacht,
Sie würde davon nicht sterben —“
Hat näselnd der Eine gelacht.

Das hörte die Dame. Verbissen
Sprach sie: „Herr Lieutenant von Tonn,
Das sollten „Sie“ doch wohl wissen:
Ich lebe ja davon.“

Hadubrand.



Nachlese aus den Bädern.



— Von Ihnen möchte ich schwimmen lernen, mein flottes Schätzchen!
 — Alter Pflork! Sie sind doch schon längst aus dem Tempo!



— Laß uns rasch ins Wasser gehen, Mama; zwei Herren verfolgen uns.
 — Du magst dem Einen entlaufen, wenn Du willst; ich lasse dem Andern Zeit, mich einzuholen.



— Nur muthig ins Wasser! Sie sind doch keine Anfängerin.
 — Kleinen Sie im Schwimmen?



— Nur gemach, liebes Franchen, wie leicht geschieht ein Malheur!
 — Unbesorgt, Alterchen, im Wasser geschieht mir kein Malheur und Dir auch nicht.

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Verlag der Buchhandlung Gustav Grimm in Budapest.

Redaktion und Administration: Budapest, Hatvanergasse 2.

Druck von F. Buschmann, Budapest Garisch-Bazar.